

dem Gewinn Hoppenlau) sowie die letzte, die Ruhestätte auf dem Pragfriedhof. Geführt von der fast kriminologischen Beweisführung Hans-Ulrich Simons vermag der Leser einzudringen in den Mikrokosmos des Dichterslebens, in seine häusliche und ganz private, persönlich-familiäre Umwelt, die sich freilich in vielem von dem damals (noch) Üblichen, aber auch von heutigen Wohnverhältnissen unterschied.

Unübersehbar ist, daß Mörke in die zeittypischen bürgerlichen Ideale der Kleinfamilie eingebunden war. Doch nur in wenigen Wohnungen gelingt es dem Dichter, die Bereiche für Wohnen, Schlafen und Arbeiten zu trennen; ganz zu schweigen vom Dienstmädchen, das in der Küche schläft oder auch in der Bühnenkammer unter dem Dachstuhl. Anfangs war das (Arbeits-)Zimmer des Hausherrn zugleich Wohn- und Eßzimmer der Familie, und hier wurden wohl auch die Besucher empfangen. Das Zimmer der Hausfrau diente zugleich als Schlafzimmer. Ohnehin sind die Räume oft Durchgangszimmer, so daß nur wenig Privatsphäre entstehen konnte. Von der Einrichtung eines Besuchs-, Musik- oder Rauchzimmers war man weit entfernt.

Später erhält Mörke ein eigenes Arbeitszimmer, in dem er wohl auch schlief; das eheliche Schlafzimmer wurde aufgegeben, seine Frau und seine Schwester schliefen jeweils mit einer der Töchter in anderen Räumen. Abgeschlossene Bereiche im heutigen Sinne waren sowieso nicht üblich. Einige Wohnungen Mörkes hatten keine «Glastür», andere waren nicht abschließbar. Seine Etagen-Nachbarn in der Hospitalstraße 36 hatten ihren Eßtisch im gemeinsamen Öhrn, den die Mörkes stets durchqueren mußten, wollten sie von der Küche (und den dahinter liegenden beiden Stuben) in ihre «gute Stube». Zudem wurde dieser Öhrn auch von den darüber wohnenden Mietern als Teil des Treppenhauses frequentiert. Die Familie Mörke nutzte den Öhrn wohl nicht als Teil der Wohnung, sie hatte aber einen großen Kleiderschrank dort stehen, wie eine köstliche und höchst aufschlußreiche Zeichnung Eduard Mörkes verdeutlicht.

Es kann hier nicht der Platz sein, den vielen Örtlichkeiten, den unterschiedlichen Wohnsituationen der Familie Mörke in Stuttgart im Detail nachzugehen. Hans-Ulrich Simon untersuchte nicht nur die räumlichen Gegebenheiten, sondern stellte auch Nachforschungen zu Hausbesitzern und Mitbewohnern, ja den Nachbarn an. Ein wohl unerschöpflicher Zettelkasten des Autors machte es möglich, auf eine Unzahl familiärer und beruflicher Verbindungen, aber auch freundschaftlicher Art aufmerksam zu machen. Die Lektüre der Untersuchung macht diese Angaben zur biographischen Fundgrube und auch zum Genuß, woran nicht zuletzt der durchaus gefällige Stil des Autors Anteil hat.

Dem Bestreben, flüssig zu formulieren, trockene Materie lesbar zu machen, fällt freilich leider ein Teil der Wissenschaftlichkeit oder doch wenigstens der Beweisführung zum Opfer. Manche Bemerkungen scheinen eher klug geschlossen oder nur vermutet denn beweisbar zu sein, gerade auch was die Befindlichkeiten Eduard Mörkes oder die Beziehungen zu Nachbarn und Mitbewohnern anbe-

langt. Leider hat sich der Autor auch entschlossen, auf Fußnoten zu verzichten, so daß die zitierten Quellen im Dunkeln bleiben. Zwar findet sich in dem Werk neben einem mehr als 400 Namen umfassenden Personenregister und einem Ortsregister (v.a. Stuttgarter Straßen) eine summarische Aufzählung der Quellen, doch unterbleiben außer drei zufälligen – darunter zwei eher marginalen – Angaben Hinweise zur Sekundärliteratur. Damit werden etwa auch Peter Lahnsteins Arbeiten zu Mörke und seinen Adressen in Stuttgart unterschlagen. Den Lokalhistoriker würde auch brennend interessieren, ob der – vermutete – Zettelkasten des Autors einsehbar ist (z. B. im Deutschen Literaturarchiv in Marbach). Ebenso tappt der wissenschaftliche Leser hinsichtlich der zitierten Stellen aus dem Werk oder der Korrespondenz Mörkes und seiner Familie im Dunkeln; es werden keine Textstellen oder Daten genannt!

Gleichwohl, die Arbeit Hans-Ulrich Simons ist eine überraschende und wertvolle Bereicherung der Stuttgarter Ortsgeschichte des 19. Jahrhunderts; vom literaturhistorischen Wert ganz zu schweigen. Raimund Waibel

STEPHAN MOLITOR (Bearb.): **Das Reichenbacher Schenkungsbuch.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 40). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 269 Seiten und eine Kartenskizze. Kartonierte DM 48,- ISBN 3-17-013148-6

Aus der Frühgeschichte des 1082 als Hirsauer Priorat im oberen Murgtal gegründeten Klosters Reichenbach liegen zwei Handschriften vor, die gemeinhin als Reichenbacher Schenkungsbuch bezeichnet werden. Die eine – ältere – stammt aus der Zeit um das Jahr 1100 und ist im Besitz des Klosters St. Paul im Lavantal/Kärnten, die andere – eine rund fünfzig Jahre später entstandene aktualisierte «Neuausgabe» – befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Daß es sich dabei um eine *ungemein wichtige Quelle nicht bloß für die Geschichte unseres Schwarzwaldes*, sondern *noch weit darüber hinaus* handelt, ist seit langem bekannt. Doch fehlte zur Benutzung und Auswertung bisher eine brauchbare wissenschaftliche Edition. Diese schmerzliche Lücke wurde durch die nun vorliegende, alle Bedürfnisse befriedigende Publikation geschlossen. Doch Molitors Arbeit bietet mehr als nur eine exakte Edition der beiden Handschriften. Vorbildlich und ausführlich sind seine Text-Kommentare im Anmerkungsapparat, informativ und interessant seine Textanalysen zur Frühgeschichte Reichenbachs, zur Entstehung und Geschichte der Handschriften sowie zu deren Funktion und Gebrauch. Zu aufschlußreichen Ergebnissen führt die Hinzuziehung von Überlieferungen, die mit dem Reichenbacher Schenkungsbuch korrespondieren: der Codex Hirsaugiensis und vor allem das aus dem 16. Jahrhundert stammende Reichenbacher Seelbuch, das Einträge enthält, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen.

Molitors Beschäftigung mit den Handschriften brachte zudem neue Erkenntnisse über das Privaturkundenwesen Südwestdeutschlands, insbesondere über die Entstehung, Eigenart und den Gebrauch von Traditionsbüchern. Überzeugend kann er darlegen, daß die Anlage und die Führung des Reichenbacher Schenkungsbuches *in der Hauptsache aus dem Bestreben nach Sicherung des Klosterbesitzes zu erklären* sind, daß es den Verfassern darum ging, *den überwiegend durch Schenkung erworbenen Kirchenbesitz durch Darlegung des Erwerbs vor Schädigung und Entfremdung zu schützen.*

Eine Auswertung des Reichenbacher Schenkungsbuchs steht noch an: Doch eine hervorragende Grundlage für weitere Forschungen – etwa zur Orts- und Regionalgeschichte oder zur Geschichte des südwestdeutschen Adels und seiner Strukturen im Hochmittelalter – ist nun jedenfalls gegeben.

Wilfried Setzler

Badische Synagogen. Aus der Zeit von Großherzog Friedrich I. in zeitgenössischen Photographien. Hrsg. von FRANZ-JOSEF ZIWES. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1997. 96 Seiten mit 40 Abbildungen. Pappband DM 49,80 ISBN 3-7650-8177-9

Die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Juden hat zur Zeit Konjunktur. Ausstellungen werden eröffnet, jüdische Museen entstehen, wenn auch – wie nicht nur das Berliner Beispiel zeigt – noch immer unter Schwierigkeiten. Publikationen wie Friedhofsdokumentationen und Lokalgeschichten kommen in erstaunlicher Zahl auf den Buchmarkt. Das erfreulich gewachsene Interesse verdankt sich nicht nur den Fragen, sondern auch der größeren Unbefangenheit der nachwachsenden Generation. Heute geht es nicht mehr ausschließlich um die Unfaßbarkeit der Shoah. Zunehmend scheint hinter dem Entsetzen über die Vernichtung der europäischen Juden auch die Erkenntnis um die zerstörten, aber eben auch vorhanden gewesenen Formen und Möglichkeiten des Miteinanders von Christen und Juden in Deutschland auf. Deren Schilderung dient nicht mehr nur als mahrender Hinweis auf die *Zerstörungswut von Menschen, die Macht innegehabt und mißbraucht haben.* Sie offenbart auch, wie weit eine Zeit lang die Integration der deutschen Juden in die entstehende bürgerliche Gesellschaft gediehen, wie breit ihre Akzeptanz bei Nichtjuden fortgeschritten war.

Als akzeptiert galten und fühlten sich im 19. Jahrhundert auch die Juden im Großherzogtum Baden. Das Wissen um diese Anerkennung und der Stolz auf ihre Leistungen sprechen aus den wohlgesetzten Huldigungsadressen der badischen Juden, die der Oberrat der Israeliten 1896 Großherzog Friedrich I. zu dessen 70. Geburtstag übermittelte. 99 Jahre lang galt die dazugehörige Jubiläumsgabe als verschollen. 1995 ist sie beim Kauf von Archivgut aus dem Besitz einer markgräflichen Familie für das Generallandesarchiv Karlsruhe wieder aufgetaucht: Eine lederüberzogene Schatulle in Buchform, gefüllt mit

20 Phototafeln von 13 badischen Synagogen. Es sind photographische Dokumente von einzigartigem Quellenwert. Einzigartig nicht nur, weil lediglich zwei der dokumentierten Synagogen, nämlich die in Sulzburg und Kippenheim, die Zerstörungen der NS-Zeit überstanden haben, wenn auch mehrfach verändert und zweckentfremdet, einzigartig auch wegen der Qualität und Plastizität der Aufnahmen, die viele architektonische Details, insbesondere im Innern der Synagogen, wiedergeben, die vielfach nicht mehr bekannt waren.

Das Buch präsentiert die historisch wertvollen Aufnahmen eines nicht bekannten Photographen in exzellenter Duplexqualität. Sie sind versehen mit Erläuterungen zu den einzelnen Synagogen und knappen Übersichts Darstellungen zu den dazugehörigen Gemeinden sowie eingeleitet von zwei Beiträgen von Hansmartin und Lore Schwarzmaier, die wichtige Aufschlüsse über die Situation der Juden im als liberal geltenden badischen Großherzogtum im Verlauf des 19. Jahrhunderts geben. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts leiteten liberale Emanzipationsgesetze die rechtliche Gleichstellung der Juden ein. Sie schienen den Aufschwung einer liberalen Bürgergesellschaft zu markieren. Das Ende des Jahrhunderts aber läutete der in den achtziger Jahren aufkommende Antisemitismus ein, der auch der liberalen Bürgergesellschaft ein Ende setzte.

Dazwischen lagen Jahre, in denen – zumindest seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich im Jahr 1852 – das israelitische Bekenntnis einfach keine Rolle mehr spielte, weder für die politische Karriere, noch für die gesellschaftliche Wertschätzung. Zu den vielen Beispielen, die die gelungene Integration und die liberale Normalität im Umgang mit den Juden von seiten des Großherzogs belegen, gehört die Tatsache, daß Baden mit Moritz Ellstätter seit 1868 den ersten jüdischen (Finanz-) Minister überhaupt in einem Land des Deutschen Bundes stellte. Es gehören dazu ebenso die vorbehaltlosen Berufungen jüdischer Professoren oder der persönliche Verkehr des Großherzogs mit dem jüdischen Erfolgsschriftsteller Berthold Auerbach.

Abgeschlossen wird der großzügig ausgestattete Band durch wiederum zwei informative Beiträge, die die Frage nach dem Verhältnis von Juden und Nichtjuden im Großherzogtum Baden nun von seiten der Juden zu beantworten suchen. So befaßt sich Wilfried Rößling mit der lange Zeit von der Architektur- und Kunstgeschichte kaum beachteten Synagogen-Architektur und zeigt am ambivalenten Erscheinungsbild der fotografierten badischen Synagogen, *wie sehr die liberalen jüdischen Gemeinden darauf bedacht waren, ihre Synagogen äußerlich in die Tradition abendländischer Sakralbaukunst zu stellen, in der Stilwahl zeitgenössisch oder gar «modern» zu sein und in den dekorativen Details jüdisch zu bleiben.* Monika Preuß schließlich belegt mit vielen Beispielen, wie sich im Gefolge von Emanzipation und Assimilation die Reformen des Synagogenritus unmittelbar auch in der Architektur der Synagogen niederschlugen. Die Einführung des (deutschen) Gemeindegesangs mit Orgelbegleitung führte zum Einbau von Orgeln oder zur Aufstellung eines Harmoniums,